Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 25 (1954)

Heft: 10

Artikel: Jeremias Gotthelf und das Anstaltswesen

Autor: Rinderknecht, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-808429

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Lieber Vater, — — — ich habe mich im Leben nie zurechtgefunden. Nicht dass ich Dir oder gar Deinem Heim einen Vorwurf mache, im Gegenteil, ich weiss ganz genau, dass Du es immer gut mit mir gemeint hast, ich möchte gar sagen, dass Du der bist, der mich am besten versteht — — »

Natürlich sind auch viele in der Nähe, die nicht kommen. Die einen, weil ihre Aufgabe es nicht zulässt, mitten in der Woche Sonntag zu machen, die andern, weil sie zuerst durch viel Erleben reifen müssen, bis sie sich wieder zum Ort ihrer Jugend kehren können.

Jemand aber hätte ich Dir gerne noch vorgestellt heute, aber es nicht mehr möglich. Vor 4 Wochen haben wir *unsere Mutter* zu Grabe getragen, eine Mutter, wie Du sie als Ideal gezeichnet hast, eine Emmentalerin, wie Du sie darstellst:

«Sie sieht alles klug und scharf an, rasch ergreift sie das Neue nicht, aber was sie einmal ergriffen, das hält sie fest mit zäher Kraft. Viel spricht sie nicht, Sprünge macht sie nicht. Aber wo sie einmal Hand anlegt, da lässt sie nicht ab, bis alles in Ordnung ist. Zudem wohnt ein eigener Sinn der Reinlichkeit in ihr, die sich auf Häuser, Geräte, Vieh, Kleider, auf alles erstreckt. Verschwendigkeit und Freigebigkeit sind ausser den angestammten Schranken nicht heimisch.»

Vor 60 Jahren hat sie als junge Lehrersfrau einer Feier zum Gedenken an Heinrich Pestalozzi beigewohnt. Sie schrieb davon:

«da bekam ich ein herzliches Verlangen, an Armen und Verschupften arbeiten zu dürfen.»

Von Pestalozzis Geist ergriffen, liess sie nicht mehr ab. 35 Jahre hat sie dann hier in Freienstein als Hausmutter an der Seite meines Vaters gearbeitet, hat einige hundert Kinder erzogen und hat es erlebt, dass als Frucht ihrer Hingabe alle ihre 10 eigenen Kinder auch in die gleiche Aufgabe geführt wurden. Wenn ich das hier sage, tue ich es aus Dankbarkeit und auch in einer kleinen zuversichtlichen Hoffnung. So grosse Wirkung hatte es, dass damals meine Mutter *hörte* auf das Wort Pestalozzis. So ist es vielleicht auch nicht ganz vergeblich, wenn wir heute ein ganzes Jahresfest daran gaben, mit Dir, Gotthelf, eine gründliche Besinnung zu halten über unsere heutige Aufgabe.

Oskar Bürgi.

Jeremias Gotthelf und das Anstaltswesen

Von Peter Rinderknecht

«Was? Auch noch Gotthelf?» Gemach, lieber Leser, es ist nicht Mangel an Phantasie, der auch uns mitschwimmen lässt im Strom der Gotthelf-Gedenkartikel. Wir Freiensteiner-Freunde wollen uns vielmehr einer besonderen Seite Gotthelfs zuwenden, von der man wenig hörte und hören wird: seinen Beziehungen zum Anstaltswesen. In Tat und Schrift hat er sich viel eingehender mit diesen Fragen beschäftigt, als man gemeinhin weiss, praktisch als Mitgründer, Vorstandsmitglied und Präsident der Armenerziehungsanstalt Trachselwald, theoretisch als Verfasser der «Armennot», einer Schrift von 180 Seiten Umfang.

Sein Wirken

Die neue Berner Regierung beschäftigte sich in den dreissiger Jahren mit einem Armengesetz, wollte jedoch vorerst zur Bekämpfung der schlimmsten Misstände einige Armenanstalten errichten. Diese Bestrebungen unterstützte der «Hilfsverein für christliche Volksbildung» in Bern, aus dem verschiedene Bezirksvereine hervorgingen. Dem «Hilfsverein des Amtes Trachselwald» gehörte Gotthelf seit der Gründung am 24. September 1833 als Kommissionsmitglied an. Seit einem Jahre Pfarrer in Lützelflüh, setzte er sich sofort leidenschaftlich für die Gründung einer bezirkseigenen Anstalt ein; er lehnte — bezeichnenderweise — mit seinen Freunden den Gedanken einer grossen Zentralanstalt ab. Aber daraus ergaben sich Konsequenzen: er hatte «unendlich zähe» Arbeit und Verantwortung auf sich zu nehmen. So musste er die ersten Werbeaufrufe verfassen, die Statuten mitredigieren und einen Hausvater suchen. Man wählte Joh. Schäfer von Altona und Aarau, Zeichenlehrer und Mechaniker in Sumiswald, mit einem Jahresgehalt von 400 Franken. Der Wirkungsort Schäfers war der «Saal» bei Sumiswald, ein Heimwesen von ca. 14 Jucharten, das für drei Jahre gepachtet wurde. Das Anfangskapital betrug ganze 2700 Franken. Die Zöglinge waren nur schwer zu finden; die Gemeinden misstrauten der neuen Einrichtung. Fast alle der 15 Knaben waren unter 10 Jahren, «mehrere konnten nicht lesen, kaum einer schreiben, und die meisten schienen mit ziemlich trostlosen Gesichtern begabt». Am 1. Juni 1835 wurde die Anstalt durch einen Festgottesdienst eröffnet. Dann hielt Pfarrer Bitzius eine herzbewegende Ansprache an die Knaben, Hauseltern und Freunde. «Der Hausvater weinte, alle weinten mit ihm; er küsste seine 15 Kinder. Am Hause schwankte ein Kranz mit der Inschrift «Bete und Arbeite!»

Die äusseren Verhältnisse waren denkbar einfach. Das Wohnhaus hatte «zwei kleine Stuben, zwei Stübchen und die finsteren Gaden. Das Lehrzimmer, in welchem der Ofen durch das Feuer in der Küche geheizt wurde, wo beständig gekocht werden musste, wegen Mangel einer Feuermauer die Hitze nicht abgeleitet werden konnte, war im Sommer eine wahre Hölle. Ein kleines Stübchen war die einzige Zufluchtsstätte für Herrn Schäfer und seine heranwachsende Familie.» Im Stall standen zwei Kühe, zum Haus gehörte Ackerland und

Obstwuchs. Es war tatsächlich eine Armenanstalt. Selbst im Winter gab es als Bettzeug nur Leintücher und eine Wolldecke. Jahraus, jahrein hatten die Zöglinge ungefütterte Zwilchkleider zu tragen. Es kam vor, dass während einer ganzen Woche die Milch von einer einzigen Kuh für 19 Personen reichen musste. An Neujahr 1844 bestanden die Lebensmittelvorräte aus einem Kartoffelhaufen und einer Stande Sauerkraut. Kostgelder durfte man nicht verlangen, um die Gemeinden nicht gegen die Anstalt aufzubringen, man wollte sie nicht erheben, um nicht den Kindern Schulden aufzubürden, denn damals mussten alle Armengelder wieder zurückbezahlt werden.

Bitzius hatte sich, seit 1838 Vizepräsident der Verwaltungskommission, reichlich mit den äusseren Nöten des Betriebes herumzuschlagen. Bis ins einzelne kümmerte er sich um sein Gedeihen und machte im Schosse der Kommission zahlreiche Anregungen. So schlug er die Abhaltung einer jährlichen Ehemaligenzusammenkunft am Jahrestag der Eröffnung vor, wobei «sie ihre Zeugnisse mitzubringen und Bericht zu geben hätten über ihr Tun und Vorhaben.» Bei einem Besuch traf er einige Anstaltsbuben, die sich ohne Erlaubnis ins Dorf begeben hatten, er fand, «die Knaben sollten ausser der Schule in einem fort beschäftigt und bei der Arbeit selbst emsiger sein.»

Im Jahre 1838 war das ganze Hauswesen vom unfruchtbaren und engen «Saal» in die stattliche Schlossdomäne Trachselwald umgezogen. Hier war Raum für gegen 50 Knaben. Aber mit der Vergrösserung wuchsen auch die Anforderungen an die Leiter, und seit Gotthelf 1848 zum Präsidenten aufgestiegen war, nahm seine Verantwortung noch zu. In seinen letzten Jahren besuchte er das Heim allwöchentlich ein- bis zweimal, und viele Gäste führte er in «seine Anstalt». Zuhause pflegte er sich zu verabschieden mit dem Worte: «I gah zu myne Buebe.» In Haus und Stall wusste er besser Bescheid als mancher Hausbewohner. Wenn ein Knabe in Geschäften zu ihm geschickt wurde, «ging derselbe vorher in die Stallungen und merkte sich die Zahl der Tiere, um nicht vom Herrn Präsidenten überfragt und ausgelacht zu werden». Zur Gründungsfeier stiftete Bitzius jedesmal ein Fässchen Wein. Oft liess er bei Besuchen einen Zuspruch oder eine Belehrung an die Pfleglinge mitlaufen, manchmal in drastischer Weise. So zitiert ein Ehemaliger den Spruch: «Ja, ja, miner Buebe, d'ihr müesst z'fride sy, miner Chind cheu au nit all Tag Brot u Brotis (Braten) frässe!»

Diese Anekdoten zeigen, wie eng verwachsen Gotthelf mit «seiner Anstalt» war. Die Verbindung hatte übrigens auch eine weniger harmlose Seite: er haftete als erster Bürge mit den übrigen Kommissionsmitgliedern zusammen für sämtliche Schulden und Zinsen der Anstalt und musste alljährlich der Regierung eine Bescheinigung der Gemeinde vorlegen, dass er gegebenenfalls diese Verpflichtung einlösen könnte!

Noch einmal trat seine enge Beziehung zu Trachselwald vor aller Augen: am 25. Oktober 1854 waren es acht Anstaltszöglinge, die seinen Sarg zu Grabe tragen durften. Das Werk wurde bis 1877 in gleichem Geiste weitergeführt, dann aufgehoben, weil Geld und Bedürfnis zu fehlen schienen. Nach mehrjähriger Verpachtung verwandelte sich die Staatsdomäne in eine Filiale für Jugendliche der Strafanstalt Thorberg.

Sein Denken

«Wir dürfen ohne weiteres die Entstehung der ‚Armennot' auf Gotthelfs Wirken im Dienste der Anstalt zurückführen.» So sieht Rudolf Hunziker die Zusammenhänge. Hübsch drückt auch Manuel die Wechselwirkung aus: «Die Anstalt ist der lebendige, beredte Kommentar zur ‚Armennot', so wie dies Büchlein der Anstalt Ausleger und Gedenktafel ist.»

Während die Anstalt mit ihrem Leben schon längst Geschichte geworden ist, dürfen wir diesen «Ausleger» als höchst lebendiges Zeugnis Gotthelfs noch vor Augen haben. Es lohnt sich, «dies Büchlein» vorzunehmen.

Der Leitstern Gotthelfs heisst Pestalozzi. Sein Einfluss auf Gotthelf ist kaum zu überschätzen. Wieso? Als junger Vikar in Herzogenbuchsee hatte Bitzius Gelegenheit, den greisen Menschenfreund noch persönlich zu sehen. Das geschah 1826, als Pestalozzi ein Jahr vor seinem Tode als Achzigjähriger an einer Tagung der Neuen Helvetischen Gesellschaft in Langenthal teilnahm. Dort hielt er Rückschau und «zog das Fazit seines Lebens und seiner Erfahrungen». Der Inhalt dieser Rede ist uns bekannt. Er beklagte «das Verschwinden der Wohnstubenbildung in der grösseren Mehrheit der Haushaltungen unseres Volkes und der im häuslichen Leben genossenen Bildung». Den Neunundzwanzigjährigen muss die Rede des hochbetagten Philantropen tief bewegt haben. «Wie konnte es anders sein, als dass damals ein mächtig zündender Funke auf Bitzius übersprang, dessen Seele in der nämlichen Sehnsucht nach werktätiger Liebe sich verzehrte!»

Kein Wunder also, wenn wir in der «Armennot» die Wohnstubenbildung» oder «Familienerziehung» als Hauptpostulat wiederfinden. Immer wieder preist er die gesunde Familie als Urstätte aller Erziehung.

Demgegenüber ist für Gotthelf der juristische Staat der Feind der wahren Menschenbildung. Die gesetzliche Armenpflege erscheint ihm seelenlos. «Das Leben wurde den Kindern erhalten, das Tier in ihnen ernährt, an den Menschen in ihnen dachte man nicht.» Und wie unerhört scharf hat Gotthelf die Entwicklung und Gefahr des modernen Sozialstaates erkannt in dem Wort: «Wo Staat oder Gemeinden die Hände in etwas haben, da erstarret das Leben und die Liebe flieht.» Er weiss, dass die Ueberwindung der Not letztlich nicht durch Sozialreformen, nicht durch eine «Gleichstellung aller Menschen im Besitz und Genuss» erreicht werden kann. Der Staat ist in seinen Augen schuld an Parteienhader und Klassenhass, denn «wo die Gesetze überhandnehmen, da erkaltet das Herz». Wir sind ja Augenzeugen dieser Verstaatlichung und können ihm gewiss beipflichten, dass schwere Gefahren darin liegen, auch wenn wir seinen leidenschaftlichen Kampf gegen jede Zentralisation etwas übertrieben finden. Das berühmte Zitat aus der «Armennot»: «Das Wort zentralisieren ist heutzutage

ein beliebtes Wort, in einer Republik sollte es ein gehasstes sein», erscheint uns unnötig scharf formuliert.

Aber diese zeitgebundenen Urteile ändern nichts daran, dass die «Armennot» auf ewigen Wahrheiten ruht, dass die ganze Entwicklung ihm nur recht gegeben hat. Die eine Wahrheit ist die Liebe. Pestalozzi, der grosse Entdecker der Liebeskraft in der Erziehung, sagte: «Die Liebe vermag alles, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheut.» Und früher schrieb Paulus: «Wenn ich alle Habe den Armen gäbe und liesse meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.» Wie verwandt mutet da Gotthelfs Wort an: «Liebe allein entzündet Liebe!» Man spürt, damit ist nicht irdische Liebe gemeint, sondern jene Nächstenliebe, die über Menschenkraft hinausgeht. Denn wo es um die Armen, die Verwahrlosten, die Beschränkten geht, da hört menschliche Sympathie und Zuneigung auf. Da hilft nur noch jene Liebe, die sich des Verstossenen mit besonderer Wärme annimmt, die den Geringsten als seinesgleichen achtet, weil sie auch in ihm die göttliche Schöpfung erkennt. Diese Liebe aber kann man nicht befehlen, und darum kann sie durch noch so kostspielige staatliche Fürsorge nie ersetzt werden. Nur die «freie Liebe kann das Werk vollbringen, die jeden Morgen neu wird, die jeder Sonnenstrahl aus Gottes Hand neu durchglüht». Die Hauseltern dürfen darum nicht einfach Verwalter sein. Es kommt nur ein Ehepaar in Frage, das «in diesem Kinderaufnehmen einen eigenen Beruf erkennt, eine eigene Kraft dazu in sich, diesem Beruf nicht als Erwerbsmittel, sondern als Lebensaufgabe sich hinzugeben.»

Nicht «steinerne Mauern und papierene Ordnungen» sollen also das Werk tragen, sondern die Ehe der Heimeltern, dann entstehen «Familien, nicht Anstalten».

Die äusseren Mittel sollen in erster Linie selbst erarbeitet werden. «Das Haus soll sich hauptsächlich nähren aus dem Ertrag der gemeinsamen Tüchtigkeit.» Was darüber hinausgeht, soll vor allem Sache der christlichen Gemeinde sein. Diese «werde im eigentlichen Sinne Gotte und Götti armen hilflosen Kindern, mache es sich zur heiligen Aufgabe», ihnen zu helfen. Der Vorstand einer Erziehungsstätte darf ruhig werben und bitten. «Betteln für andere darf der brave Mann, und unverschämt geheissen zu werden beim Betteln für einen heiligen Zweck, ist keine Schande!»

Wenn auch dies nicht ausreicht, dann allerdings soll der Staat aushelfen ohne Zaudern, ohne Knausern. Er soll zeigen, dass er nicht nur Sinn habe für Wegknechte und Landjäger, sondern auch für das Köstlichste im Menschen.»

Trotz Unterstützung von aussen, stellt sich für jeden ähnlichen Betrieb eines Tages die Frage, ob das «ökonomische Gedeihen» oder die Pflege und Bildung der Kinder» die Hauptsache sei. Aehnlich wie Pestalozzi auf dem Neuhof, versuchte man — mit dem gleichen Misserfolg — einige Jahre lang durch Heimarbeit zusätzliche Einnahmen zu erzielen. Hausvater Schäfer führte Drechsler-, Schreiner-, Graveur-, Schneider-, Schusterarbeit, Vögelausstopfen und Strohflechten ein. Aber der Absatz fehlte, vermutlich waren die Erzeugnisse der Knabenhände nicht sehr hochwertig und rationell hergestellt worden. «Statt Vorteil erwuchs Schaden aus der Sache.» Der Schaden bestand nicht nur im Geldverlust; vor allem kam darüber der Unterricht zu kurz, man musste einsehen, dass eine Erziehungsanstalt kein Industriebetrieb sein dürfe und beschränkte sich auf die Landwirtschaft. Diese Erfahrung war wertvoll. Sie führte zur Neubesinnung auf die inneren Werte. So erkennt Gotthelf: die höchste Aufgabe der Hauseltern ist es, «inneres Leben anzufachen» in den Kindern. Er wendet sich aber scharf gegen die zu frommen Anstalten, wo eine unnatürliche, heuchlerische Demut erzeugt werde. Dort sieht man «unter der neuen Tünche die alte Sünde wohnen». Diese Kopfhängerei betrübt ihn, «aufheben muss man die armen Kinder, nicht noch tiefer drücken in den Schlamm hinein».

Das «innere Leben» soll so aussehen, wie Bitzius es schon in seiner Eröffnungsansprache von 1836 gezeichnet hat: «Die Hauseltern werden Euch nicht nur zu essen geben, Euch kleiden, sondern sie wollen Euch auch zu frommen Kindern, zu nützlichen Menschen machen, wollen machen, dass künftig alle guten Menschen lieben und die Engel im Himmel Wohlgefallen an Euch haben, Euch schützen und bewahren.»

*

Das sind einige Gedanken aus der überreichen Schrift Gotthelfs. Sie haben nichts von ihrer Bedeutung verloren, obwohl sich die Welt in den hundert Jahren seit ihrer Niederschrift grundlegend verändert hat. Geändert hat sich auch — das soll hier dankbar vermerkt werden — das Verhältnis zwischen Staat und freien Fürsorgewerken. Der Staat hilft in spürbarer Weise mit, weil er eingesehen hat, dass ihm unsere Werke wesentliche Lasten abnehmen. Und wo hüben und drüben Menschen mit einem offenen Blick tätig sind, da ist das einstige Misstrauen nicht mehr begründet, ja es kann eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen staatlichen Stellen und freien Anstalten entstehen.

Viele Anstalten und Erziehungsheime mühen sich heute im Geiste christlicher Nächstenliebe um notleidende Kinder. Als Freunde von Freienstein dürfen wir wohl in aller Bescheidung feststellen, dass es auch das Ziel unserer Hauseltern, ihrer Mitarbeiter und des Komitees war und blieb, Gotthelfs Vorstellung möglichst nahe zu kommen. Zahlreiche dankbare Kinder wurden im eigentlichen Sinne auf dem Freienstein gerettet. Dafür wollen wir den Trägern dieser Arbeit heute einmal danken, dafür wollen wir aber auch dem höchsten Meister danken und ihn um diese Liebe und Kraft täglich neu bitten.

Die Zitate und Angaben stammen aus folgenden Schriften: Jeremias Gotthelf: «Die Armennot», im 15. Band der Sämtlichen Werke, Verlag Rentsch, Erlenbach. Rudolf Hunziker: Kommentar hiezu. Friedrich Grossen: «Gotthelf und die Armenerziehungsanstalt Trachselwald», Verlag C. A. Bäschlin, Bern. Rudolf Hunziker: «Jeremias Gotthelf», Verlag Huber, Frauenfeld, 1927. W. Laedrach: «Führer zu Gotthelf», Verlag Francke, Bern. 1954. W. Muschg: «Jeremias Gotthelf», Verlag Francke, Bern, 1954.